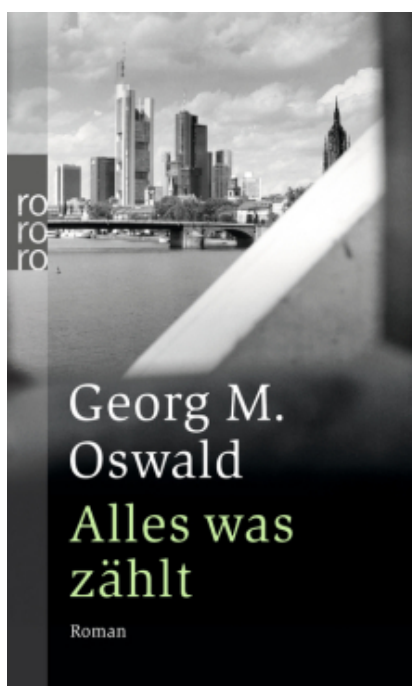


Leseprobe aus:

Georg M. Oswald

Alles was zählt



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

1.

Jeden Tag gehe ich ins Büro.

Das behaupten Sie wahrscheinlich auch von sich, falls Sie einen Job haben, aber bei mir trifft es zu, denn ich bin auch samstags und, wenn es sein muss, sonntags da. Ich bin stellvertretender Leiter der Abteilung Abwicklung und Verwertung, und ich habe vor, Leiter der Abteilung Abwicklung und Verwertung zu werden. Das würde bedeuten: hundertzwanzigtausend Fixgehalt plus Tantieme plus Dienstwagen (BMW der 3er-Klasse).

Und das wäre gut.

Ich erwache, und Marianne, meine Frau, liegt nicht neben mir, aber ihre Seite des Bettes ist noch warm. Im Fernseher, einem kleinen Sony-Würfel, kommt die Wetterfrau ins Bild. Sie strahlt, als wäre ihr gerade etwas Wunderschönes passiert. Marianne liebt es, gleich nach dem Aufwachen vom Bett aus den Fernseher einzuschalten und dann ins Bad oder in die Küche zu gehen.

Ich drehe mich auf den Bauch und ziehe mir mein Kissen über den Kopf.

Marianne ruft: «Du kannst ins Bad. Ich setz schon mal Kaffee auf.»

Ich drehe mich wieder auf den Rücken und betrachte zuerst die Decke, dann den dünnen, etwas schmutzigen Baumwollvorhang vor dem Fenster. Ich denke: Ja, ich gehöre tatsächlich zu den Leuten, die sich über schmutzige Vorhänge aufregen können. Ich habe mit Marianne dar-

über gesprochen. Sie hat behauptet, sie könne ihn so oft waschen, wie sie wolle, er sei immer wieder sofort schmutzig, wenn sie ihn aufhängt; es liege daran, dass wir an dieser Straße wohnen. Im Übrigen – mir das zu sagen, hat sie sich nicht nehmen lassen – könne ich mir meine schmutzigen Vorhänge in den Arsch schieben. Sie werden das wahrscheinlich komisch finden – ich nicht.

Unten geht schon der Berufsverkehr. Stau vor der Ampel an der nächsten Kreuzung. Ich stelle mir vor, wie Sie und Ihresgleichen in Ihren Wagen sitzen, noch ein wenig traurig, weil Sie nicht mehr in Ihren Betten sein dürfen, aber auch schon richtig sauer auf den Vordermann.

Ich dusche mich, rasiere mich, kämme mich, ziehe mich an. Ich fange an, ans Büro zu denken.

Marianne hat Angebote für Eigentumswohnungen und Häuser aus der Zeitung ausgeschnitten und erläutert sie mir am Frühstückstisch. Sie merkt, ich höre nicht zu, und fragt mich, woran ich gerade denke. Es ist tatsächlich dieser abgedroschene Comic-Dialog: «Liebling, woran denkst du gerade?» «Ans Büro.»

Sie hat mir die Frage gestellt, also gebe ich die Antwort. Ich sage: «Ans Büro.»

Genauer gesagt, ich denke darüber nach, warum mir Rumenich angekündigt hat, mich heute in der Kosiek-Sache sprechen zu wollen. Ich frage mich, ob es sich vielleicht um eine kleine Intrige handelt, die sich auf meine Position auswirken, meinen Marktwert verändern könnte. Aber es ist nichts, was mich wirklich beschäftigt, nur eine Kleinigkeit.

Marianne und ich geraten von einer Sekunde auf die

nächste in einen erbitterten Streit, weil ich sie – gereizt, wie sie behauptet – gefragt habe, wann ihre Tante Olivia zu Besuch komme. Wie immer bei diesen Streits beschließe ich, mich von ihr scheiden zu lassen. Wir schweigen uns eine Weile feindlich an, finden dann aber irgendwie sehr plötzlich in ein normales Gespräch zurück. Es geht wieder um Immobilien. Ich muss los. Ich sage: «Ich wollte noch was sagen; hab's vergessen. Ich ruf dich an.»

Glauben Sie jetzt nur nicht, meine Tage würden beschissener anfangen als Ihre. Seien Sie einfach ehrlich, dann kann ich mir weitere Worte dazu sparen.

Ich mag meinen täglichen Weg zur Arbeit. Er ist lang genug, um sich auf ihm über die kommenden Dinge klar werden zu können, aber zu kurz, um mich zu langweilen.

Marianne beklagt sich über das Viertel, in dem wir wohnen, es ist ihr zu wenig «repräsentativ». Ich schätze es, weil hier sogenannte einfache Leute wohnen. Die einfachen Leute erkennt man daran, dass sie in den kompliziertesten Verhältnissen leben. Dauernd sind sie mit der Beschaffung von Geld beschäftigt. Und weil sie keine oder keine gutbezahlten Jobs haben, denken sie sich immer neue verhängnisvolle Methoden aus, um an welches zu kommen. Natürlich haben sie keine Ahnung vom Geschäftemachen und lassen sich vom erstbesten dahergelaufenen Betrüger übers Ohr hauen. Ihr Leben ist bestimmt von Schulden und von den Lügen, die sie zu diesen Schulden erfinden müssen. Erste Regel in meinem Geschäft: Wer Schulden hat, lügt. Immer.

In unserem Haus ist ein Fitness-Studio. Das jedenfalls steht an der Tür. Zuerst, als wir hier einzogen, war es in

der Hand eines Serben, der Marianne Sonderangebote zum Gebrauch seiner Geräte machte. Er machte sie ihr im Flur, im Lift, auf der Straße, wo immer er ihr über den Weg lief. Ich kenne jemanden, der bei ihm Kunde war. Er berichtete, dass unten an der Bar ständig fünf, sechs Nutten herumhingen und auf Kundschaft warteten. Als der Serbe begriffen hatte, dass meine Frau verheiratet ist – und zwar mit mir –, wechselte er die Taktik. Jetzt gab er den Gentleman, auch in meiner Gegenwart, um zu betonen, dass er keine unlauteren Absichten hege. Im Sommer saßen schwertätowierte Rocker vor seinem Laden. Sie saßen Bier aus Dosen in der Sonne und betrachteten hingebungsvoll ihre verchromten Maschinen, die sie auf dem Bürgersteig geparkt hatten. Sie hatten mit Fitness so viel zu tun wie die Nutten. Aber vielleicht gehörten ja die Nutten irgendwie mit den Rockern zusammen. Was der Serbe mit den Leuten zu tun hatte, weiß ich nicht, er hat es mir nicht erzählt. Einmal traf ich ihn morgens im Lift zusammen mit zwei anderen Typen, und es sah aus, als ob er Ärger hätte. Er war überhaupt nicht höflich oder freundlich zu mir, wie sonst, er sah mich so an, als wolle er sagen: «Wenn du was Schlaues tun willst: halts Maul!»

Ein paar Tage später wurde das Fitness-Studio polizeilich geräumt. Mein Bekannter erzählte mir, es sei um eine Wagenladung unverzollter Jeans an der slowenisch-italienischen Grenze, um illegales Glücksspiel und natürlich um Zuhälterei gegangen. Der Serbe sei flüchtig. Nochmal ein paar Tage später hing ein Schild an der Tür des Studios, ein Pappschild, sorgfältig, aber etwas ungelenkt mit rotem Filzstift beschrieben: «Verehrte Kunden! Aus geschäftlichen

Gründen haben wir vorübergehend geschlossen. In ein paar Wochen werden wir neu eröffnen, und dann gibt es eine Super-Gratis-Aktion! Euer Fitness-Team». Die Super-Gratis-Aktion fand natürlich nie statt, und der Serbe ist ebenso natürlich nie wieder aufgetaucht. Sein Nachfolger, ein braungebrannter muskelbepackter Einzeller namens Uwe, hatte *die* Idee überhaupt: Er eröffnete das Wellness-Center «Ladys Only» und sorgte mit diesem genialen Trick dafür, dass er sich vollkommen ungestört seinen Kundinnen widmen konnte.

Gleich neben dem «Ladys Only» ist das «Stilmöbelparadies», in dem nachgemachte Louis-XVI- und Biedermeier-Möbel, mannshohe Zimmerspringbrunnen aus Porzellan, nachgemachtes Tafelsilber, bunte Kristallgläser und was weiß ich noch alles zu horrenden Preisen verhökert werden. Marianne sagt, sie habe noch nie einen Kunden in dem Laden gesehen, und ich habe auch noch nie einen gesehen. Ich wette, der Serbe mit all seinen Nutten, Rockern und Super-Gratis-Aktionen hatte nicht halb so viel Dreck am Stecken wie die unsichtbaren Inhaber dieses phantastischen Stilmöbelparadieses. Es geht um Geldwäsche – entweder Drogen oder Waffen –, da bin ich sicher. Ich weiß, wovon ich rede. Ich kannte den früheren Betreiber dieses Ladens zufällig durch meinen Job. Es handelt sich um eine gewisse Furnituro GmbH, gegen die ein Konkursverfahren läuft. Die Geschäftsführer sind flüchtig, wie das so üblich ist. Aber das weiß hier in der Straße außer mir keiner. Ich habe versucht, gegen sie zu vollstrecken. Leider erfolglos, denn der neue Inhaber des Ladens bestreitet, irgendetwas mit der Furnituro GmbH zu tun zu haben.

An Geschichten wie diesen interessiert mich jedes Detail. Das ist berufsbedingt, denn in meinem Job lernt man, wichtige Informationen daraus zu ziehen. Wissen Sie, was Ihre Nachbarn tun? Natürlich, werden Sie sagen, sie haben es mir doch erzählt. Aber wissen Sie es wirklich? Glauben Sie mir, Sie würden aus dem Staunen nicht herauskommen, wenn Sie wüssten, womit die Leute nebenan *tatsächlich* ihr Geld machen. Und Sie würden Ihre eigenen Schulden lächerlich finden, wenn Sie wüssten, wie viel *die* erst haben.

2.

Ich meine, mich dunkel an einen früheren Zustand der Ruhe zu erinnern, in dem ich keine Ziele verfolgte oder sie auf andere Weise verfolgte, ich weiß nicht, wie ich es ausdrücken soll. Ich spürte meine Gegenwart deutlicher. Heute kommt es vor, dass ich über Wochen nichts empfinde, keine Regung, die wirklich zu mir gehört, die ich als Thomas Schwarz verspüren würde, und doch befinde ich mich die ganze Zeit hindurch in einer Art fliegender Unruhe. «Fliegende Unruhe», ja, so nenne ich das.

In letzter Zeit ist wieder so eine Phase, wo alles zusammenkommt. Stress, Stress, Stress – Sie kennen das.

Ich war dabei, meinen Weg ins Büro zu schildern. Er wird Ihnen auf die eine oder andere Art bekannt vorkommen, darauf wette ich.

Jeden Morgen zünde ich mir, wenn ich an den Mülltonnen des Nachbarhauses vorbeikomme, eine Zigarette an. «Offiziell» habe ich schon vor Jahren aufgehört, aber ich stehe morgens regelmäßig so unter Strom, dass ich ohne Zigarette *sterben* müsste, und zwar sofort.

Eine Gruppe Jugendlicher, so zwischen sechzehn und achtzehn Jahren, kommt mir entgegen. Sie gehen in die Berufsschule nebenan. Es sind außerordentlich interessante Menschen. Sie sind alle aufwändig und teuer gekleidet. Das ist bemerkenswert, denn sie kommen sicher nicht aus Verhältnissen, die es ohne weiteres zulassen, viel Geld für Garderobe auszugeben. Es ist anzunehmen, dass ein be-

trächtlicher Teil des Einkommens ihrer Eltern für diese Klamotten draufgeht. Einige von ihnen tragen amerikanische Marken-Sportswear und modische Frisuren dazu. Das sind diejenigen, die MTV und Viva sehen. Sie glauben an die Popkultur und bezahlen für das Gefühl, dazuzugehören. Die anderen kleiden sich wie erfolgreiche Menschen in amerikanischen Serien und Filmen. Die Jungs tragen graue einreihige Anzüge mit weißen Hemden und geschmackvollen Krawatten, die Mädchen graue oder dunkelblaue Kostüme. Dazu strenge, aber gutgestylte Frisuren und klassische Schuhe. Soweit alles bestens. Mich fasziniert, wie rührend lebendig diese jungen Menschen ihren Wunsch nach gesellschaftlicher Anerkennung zum Ausdruck bringen. Und ich finde es wirklich beklemmend, dass unter ihnen auch nicht einer ist, dem es gelingen wird, das beschissene Leben in einer Zweizimmerwohnung, das sie ihren Eltern so bitter vorwerfen, hinter sich zu lassen. Woher ich das wissen will? Diese Kinder gehen auf eine Berufsschule, und wer heute auf eine Berufsschule geht, hat bereits verloren, das wissen Sie so gut wie ich. Natürlich, ich weiß, es ist verboten, das laut zu sagen, und wenn einer von tausend es schafft, halbwegs erfolgreich zu sein, deutet jeder auf ihn und ruft: «Seht her! Jeder kann es schaffen!», obwohl gerade dieser eine doch beweist, dass es nicht jeder schaffen kann, dass sich für die neunhundertneunundneunzig anderen der Traum vom Glück unwiderruflich erledigt hat, selbst wenn sie noch weit davon entfernt sind, das auch nur zu ahnen.

Mit derlei Betrachtungen vertreibe ich mir die Zeit auf meinem Weg zur U-Bahn-Station, bis ich am Ausländeramt

vorbeikomme, dessen Haupteingang auf der anderen Straßenseite liegt. Er ist jeden Morgen belagert von Hunderten, die da hineinwollen. Was soll ich sagen, Gott sei Dank ist der Haupteingang auf der *anderen* Straßenseite. Die Leute stehen um Papiere an, um Geld, wollen ihren Status legalisieren. Mir soll es recht sein, das geht mich nichts an, sie werden es ohnehin nicht schaffen. Natürlich, wenn ich danach gefragt werde, sage ich auch, das Ausländerproblem müsse auf die eine oder andere Weise gelöst werden. Aber eigentlich sehe ich das nicht. Ich sehe nur die einen, die drin sind, und die anderen, die hineinwollen. Und es müsste schon mit dem Teufel zugehen, wenn die, die drin sind, das nicht zu verhindern wüssten. Also, wo ist das Problem? Ein Verteilungskampf mit klar verteilten Rollen und allen Chancen auf der einen Seite, keinen auf der anderen. Ich sehe zu, dass ich zur U-Bahn hinunterkomme. Es wäre mir unangenehm, wenn einer von ihnen auf die Idee käme, die Straßenseite zu wechseln und mich anzusprechen. Es wäre nur unangenehm, wenn ich mit lästigen Bitten konfrontiert würde, und es würde zu nichts führen.

Die erste wirklich ernst zu nehmende Depression des Tages überfällt mich, wenn ich die vollgekotzten Rolltreppen zum Bahnsteig hinunterfahre, inmitten von diesem *Geschmeiß* von Leuten, die mir mit ihrem schlechten Atem, ihren ungewaschenen Haaren, ihren erzdummen Fressen auf die Pelle rücken, ohne das geringste Empfinden für – Privatsphäre. So ist es doch. In der New Yorker U-Bahn, wo ich es in dieser Hinsicht vollständig unerträglich fand, gab es dennoch etwas, das mir gefiel. Es waren Aufkleber, die «poetry in motion» hießen und an den kleinen, schma-

len Werbeflächen über den Fenstern klebten. Einer davon ist mir in Erinnerung geblieben:

Sir, you are tough and I am tough
But who will write who's epitaph

Darunter stand ein Name: Joseph Brodsky. Ein russischer Emigrant und Nobelpreisträger für Literatur, habe ich mir von Marianne sagen lassen. Es gefällt mir, wie er das Grundgesetz jeder menschlichen Begegnung auf so beiläufige Weise in zwei Verse gepackt hat, dass man sogar darüber lachen kann.

Ich schaue einer kleinen dicken Frau, die nach süßem Parfüm stinkt, über die Schulter und lese in ihrer Abendzeitung. Als sie es bemerkt, dreht sie sich ein wenig zur Seite und duckt sich über das Gedruckte, damit ich es ihr nicht weglesen kann. Gut so!

Plötzlich gehen mir zwei alte Knacker rechts neben mir auf die Nerven. So ein leptosomer Weißhaariger, mindestens siebzig, sieht aus wie ein in die Jahre gekommener Hochspringer und sülzt über den oberen Rand seines «Spiegels» auf seinen zwei Köpfe kleineren Begleiter herunter, der auch nicht jünger ist.

Er regt sich, wie sollte es anders sein, über den Strafvollzug auf. Viele alte Männer haben eine unerklärliche Leidenschaft für den Strafvollzug. Ist Ihnen das schon einmal aufgefallen? Leider kennen nur sie allein die Methoden, um ihn zu verbessern: die Wiedereinführung der Todesstrafe, des Prangers, des Bocks, der Sippenhaft, des Schuldturms, blablabla. Dieser hier ist allerdings ein gemäßigtetes Exem-

plar, vermutlich ein Intellektueller. Er liest seinem Freund etwas vor: «Dem fünfzehnfach vorbestraften Gefangenen, der sich durch seine Tätowierungen beeinträchtigt fühlt, wird eine Laserbehandlung zuteil, Kostenpunkt: siebzehntausend Mark. Als sportpädagogische Projekte, zu denen Strafgefangene gelegentlich eingeladen werden, weil sie der sozialen Eingliederung dienen, verstehen sich mehrtägige Skitouren und Kanufahrten. Der Vierzehnjährige, der hundertsiebzig Straftaten hinter sich hat, wird mit einem Betreuer auf einen Abenteuerurlaub nach Lateinamerika verschickt, Kostenpunkt: dreiundsiebzigttausend Mark. Andere sind mit einem Segeltörn zu sechzigtausend Mark pro Person dabei.»

Der Kurze fragt den Langen: «Und? Wer schreibt das?»

Der Lange antwortet: «Ein gewisser Enzensberger.»

Der Kurze sagt, recht habe er, wenn er so was höre, müsse sich schließlich irgendwann jeder, der sein Leben anständig verbracht habe, vorkommen wie ein Trottel.

Und die beiden Alten bestätigen es sich gegenseitig, leicht selbstironisch sogar, indem einer von ihnen sagt: «Der Ehrliche ist immer der Dumme.» Das ist der Titel des Buches eines Fernsehmanns, der kürzlich ins Gerede gekommen ist, weil er hunderttausend für einen Dreiminutenauftritt in einem Werbevideo genommen hat – übrigens für die Bank, bei der ich arbeite.

Der Kurze und der Lange unterhalten sich darüber. Der Kurze meint: «Na ja, wenn er die Gelegenheit dazu hat, soll er's machen.»

Das gefällt mir nun wieder. Am Ende sind sie also doch der Meinung, jeder solle zugreifen, wo er kann.

Endlich raus, die Rolltreppen hoch. In der U-Bahn und besonders auf den Bahnsteigen herrscht – morgens mehr als abends – trotz all der grassierenden Hässlichkeit eine Atmosphäre des latent Sexuellen. Noch ist die Erinnerung an die Nacht in den Köpfen frisch, und alle anderen Körper werden zunächst einmal auf ihre Verführbarkeit hin geprüft. Die Körper haben noch nicht begriffen, dass sie unterwegs zur Arbeit sind und Zuchtwahl jetzt irrelevant ist. Plötzlich, vor mir, wieder die beiden Alten. Der Lange sagt: «So früh war ich schon lange nicht mehr unterwegs. Man kommt sich fast vor, als hätte man was zu tun!» Der Kurze lacht. Ich dränge mich zwischen den beiden durch, will ein forsches «Verzeihung!» zwischen den Zähnen hervorpressen, doch es gelingt mir nicht, und stattdessen entfährt mir ein unartikulierte Knurren, das sie instinktiv ausweichen lässt.

3.

Das Bankenviertel. Prunkvolle Gründerzeitpaläste neben futuristischen Türmen aus glänzendem Stahl und schwarz verspiegeltem Glas um einen kleinen, rechteckigen, sehr gepflegten französischen Park, unter dessen Büschen sich Junkies ihren morgendlichen Schuss über dem Bunsenbrenner aufkochen. Ich kenne viele Großstädte, und in beinahe jeder ist das Bankenviertel auch ein Drogenviertel.

Gibt es dafür einen Grund? Rumenich sagt, die Junkies suchen die Nähe zum Geld. Der Anblick blutiger Spritzen im Rinnstein vor Dienstbeginn verstört die Mitarbeiter – mehr noch die Begegnung mit den Leuten, die sie benutzt haben. Die liegen manchmal einfach auf dem Bürgersteig herum, sodass man über sie drübersteigen muss. Sie sehen einen mit ihrem Tierblick an, glänzende, unnatürlich geweitete Pupillen. Die Polizei bekommt die Lage nicht in den Griff. Von Zeit zu Zeit beschäftigt unser Haus einen privaten Sicherheitsdienst. Schwarzuniformierte Söldner mit Einzelkämpferausbildung und dem Auftrag, den Eingangsbereich sauber zu halten. Die Junkies rotten sich dann am Rand des Parks zusammen. Ab und zu geht einer von ihnen auf Schnorrtour. «SchuligenSiehasichSieanspreche – – – hammsievielleichtwasGelübrich – – – fürwassuesen-KeinScheiß.» Dieses völlig heillose Bemühen um Umgangsformen! Man kommt hierher, um seinen Geschäften nachzugehen, und wird immer wieder mit diesen siechen Lebewesen konfrontiert, die jede Würde verloren haben.

Niemand wünscht ihnen etwas Schlechtes, aber man kann nichts für sie tun. Ihnen zu begegnen ist nichts weiter als eine überflüssige Peinlichkeit, die man sich gerne erspart hätte. Sie sind sowieso erledigt. Selbstverständlich hätte man die Mittel, um gründlich aufzuräumen, das wissen Sie so gut wie ich, aber aus irgendwelchen Gründen ist das nicht opportun.

Das Foyer ist ein bemerkenswert geschmackvolles Gesamtarrangement aus Carrara-Marmor, Chromblenden, Travertin, Spiegelflächen, Glasfronten und tropischen Hydrokulturen, das mir *mein* erstes morgendliches High verschafft. Die dezente Glocke, die die Ankunft des Lifts meldet. Ich betrete seinen verspiegelten Innenraum und stehe vor drei Ansichten eines jungen Geschäftsmannes auf seinem Weg ins Büro: adrett, entschlossen, optimistisch. Die leicht bräunliche Tönung des Spiegels gibt meiner Haut einen noch gesünderen Teint, lässt mich noch jünger, frischer und erfolgreicher aussehen, als ich es ohnehin bin. Die Bank tut alles dafür, dass ihre Mitarbeiter sich wohl fühlen. Sie fordert auch viel von ihnen.

Raus aus dem Lift und den Gang mit den echten Mondrians, Kandinskys und Miros entlang zu meinem Büro! Meine Sekretärin, eine Französin, Madame Farouche, naht mit einem Latte Macchiato auf einem Silbertablett.

Anrufe bitte erst ab zehn. Ich werfe meinen Computer an. Ich spiele ein Spiel. Bitte geben Sie Ihren Nachnamen ein. Bitte geben Sie Ihren Vornamen ein. Bitte warten Sie einen Moment. Linda Sonntag wird sich gleich um Sie kümmern.

Zunächst: Haben Sie Abitur?